



Renovabis-Projektreise im September 2018

Das Osteuropa-Hilfswerk Renovabis hat vom 17.-22. September für die Diözesanreferent*innen der Abteilungen Weltkirche der Freisinger Bischofskonferenz und jeweils eine weitere Vertretung der Diözesen eine Reise nach Südosteuropa angeboten. Gemeinsam mit haupt- oder ehrenamtlich Osteuropa-Engagierten und -Interessierten und mit zwei Mitarbeitern von Renovabis machten wir uns also auf den Weg.

Ziel der Reise war Albanien. Ein Land, das aktuell weder in Deutschland medial sehr präsent ist, noch global gesehen besondere Beachtung findet. Zugegebenermaßen war es auch für mich ein relativ blinder Fleck auf der Landkarte. Europa habe ich aus der Perspektive der großen globalen Zusammenhänge stets als vergleichsweise stabile Einheit wahrgenommen. Eine Sichtweise, die sicherlich nicht ganz falsch ist, aber auch nicht uneingeschränkt richtig. Denn (Süd-)Osteuropa mit seiner schwierigen Geschichte und den vielen aktuellen Herausforderungen habe ich eigentlich nie bewusst mitgedacht, wenn ich Europa vor Augen hatte. Unter anderem auch in diesem Sinne war diese Reise für mich ein wichtiges Korrektiv.

Ich hatte das Glück Anfang der 80er Jahre in Deutschland geboren zu sein und somit waren materieller Wohlstand, gute Bildungschancen und ein funktionierendes Gesundheitswesen immer eine Selbstverständlichkeit für mich. In meiner Kindheit fiel der Eisenerne Vorhang und was genau sich dahinter verborgen hatte, schien im allgemeinen Aufbruch nicht mehr so wichtig. Die Jugoslawienkriege in den 90ern waren für mich ebenso weit weg, auch wenn der eine oder die andere neue Klassenkamerad*in aus diesen Gebieten dazukamen. Nach dem Abitur zog es mich Anfang der Nullerjahre über einen Freiwilligendienst nach Lateinamerika. Die Realität, die ich dort kennenlernte, war - im nachhinein betrachtet - zwar exotisch, aber letztlich doch westlich geprägt. Es wäre mir damals allerdings nie in den Sinn gekommen in die unmittelbare Nachbarschaft nach Osteuropa zu gehen. Nicht weil ich eine bewusste Abneigung dagegen gehabt hätte, ich hatte es schlichtweg „nicht auf dem Schirm“. Ich wage zu behaupten, dass die alte Grenze zwischen Ost und West und die davon geprägte Mentalität nach wie vor bis in die Gegenwart reicht. Ich zumindest wurde insofern noch stark von dieser Mentalität geprägt, als Osteuropa in meiner gesamten Kindheit und Jugend und leider auch lange darüber hinaus fast keine Rolle spielte.

In Tirana angekommen, stellte ich dann zunächst fest, dass die Hauptstadt anderen europäischen Großstädten nicht unähnlich ist. In den letzten Jahren wurde dort offenbar viel investiert und gebaut. Die Ruine eines pyramidenförmigen großen Gebäudes, das nach dem Tod des Diktators 1985 von dessen Tochter als Enver-Hoxha-Museum geplant und 1988 verwirklicht wurde, erinnert allerdings noch deutlich an die Zeit des kommunistischen Regimes. Das gesamte Ausmaß an Terror und Leid, das mit dem Regime über Albanien kam, wurde mir jedoch erst nach und nach klar. Zum einen als wir auf dem Weg von Tirana nach Shkodra im Norden Albaniens das ehemalige Straflager Spaç besuchten, wo die Gefangenen unter menschenunwürdigen Bedingungen in einem Bergwerk Zwangsarbeit leisten mussten.



Zum anderen in einem ehemaligen Gefängnis in Shkodra, das heute als Museum dient und an die Verhöre und Folterungen der politisch Verfolgten erinnert. Unter vielen anderen waren dort auch, nachdem 1967 ein totales Religionsverbot erlassen und Albanien zum „ersten atheistischen Staat der Welt“ erklärt wurde, einige der 38 albanische Märtyrer inhaftiert. Erst 1990 wurde schließlich das kommunistische Regime gestürzt. Und mit diesem Tag begann ein Problem, das bis heute anhält: die Auswanderung.

Derzeit leben weniger als die Hälfte aller albanischen Bürger*innen in Albanien. Das ist fatal für das Land, das seit 2014 Beitrittskandidat der EU ist. Denn wie soll ein Land, das zu den ärmsten Europas zählt, die vielen Herausforderungen meistern, wenn fast alle jungen Menschen und vor allem die gut ausgebildeten auswandern? Gleichzeitig ist es jedoch absolut nachvollziehbar, dass die Menschen ihrem Land, in dem sie keine Perspektiven sehen, den Rücken kehren. Korruption und eine desolante Gesundheitsversorgung sind nur zwei von vielen Gründen über die wir u.a. mit dem Vertreter der deutschen Botschafterin in Tirana diskutiert haben. Welche Verantwortung hat vor diesem Hintergrund ein Land wie Deutschland zur nachhaltigen Entwicklung Albanien beizutragen und was wird getan? Ich möchte an dieser Stelle nicht im Detail auf die verschiedenen Programme und Ansätze in verschiedensten Bereichen eingehen. Es wird durchaus viel getan – natürlich auch aus Eigeninteresse, was per se nicht verwerflich ist. Angesichts z.B. des akuten Pflegepersonalmangels in Albanien und teils katastrophaler Zustände in den Krankenhäusern kann man sich jedoch fragen, inwieweit das An- bzw. Abwerben albanischer Fachkräfte in diesem Gebiet vertretbar ist.



Mit jedem Tag wurde mir bewusster, wie schwierig und komplex die Situation in dem gebeutelten kleinen Land ist. Meine Vermutung, dass es in der globalisierten und digitalisierten Welt keine rein nationalstaatlichen Lösungen mehr gibt und politische Entscheidungen aller Seiten, sowohl innereuropäisch als auch global Wechselwirkungen mit sich bringen, erhärtete sich gleichermaßen. Bald geriet ich also am Beispiel Albaniens und seinem Verhältnis zu Westeuropa an dieselben „Problem-Achsen“ die sich auch in größeren globalen Zusammenhängen zeigen. Diese tiefgreifenden sozialen und ökologischen Probleme benennt Papst Franziskus in seiner Enzyklika *Laudato Si'* sehr genau und macht uns eindringlich darauf aufmerksam, dass sowohl politische als auch zivilgesellschaftliche Lösungen gesucht werden müssen, er erinnert uns aber auch an die nötige tiefgreifende „innere Umkehr“. Über das Spannungsfeld und den Zusammenhang zwischen innerer Umkehr und politischen Lösungen bzw. individuelle und gesellschaftliche Verantwortungen habe ich in Albanien viel nachgedacht. Die Frage, wie der nötige Wandel in der heutigen Welt gelingen kann, hat mich auf der gesamten Reise begleitet.

Natürlich habe ich keine großen Lösungen für die großen Probleme mitgebracht, aber ich durfte einmal mehr erfahren, dass es darum vielleicht gar nicht geht. Denn die vielen kleinen von Renovabis unterstützten Projekte, machten mir Hoffnung – trotz all der großen scheinbar unlösbaren Fragen. Die Gesichter und persönlichen Zeugnisse der Menschen, denen wir in den verschiedensten Bereichen begegnen durften, sprachen für sich. Der junge Bischof Gjergj Meta der Diözese Rrëshen, hat mich z.B. beeindruckt. Er möchte mit fünf weiteren Diözesanpriestern und einigen Ordensschwestern, aber vor allem mit und für die ca. 25.000 Katholiken der Diözese gemeinsam neue pastorale Wege gehen. Dafür setzte er als erste Amtshandlung zunächst alle laufenden Bau- und Infrastruktur-Projekte aus, um frei zu sein für gemeinsames Reflektieren und um zu schauen, worauf es in der Diözese wirklich ankommt und darüber nachzudenken, wie die Menschen sich das gemeinsam erarbeiten und leben können. In vielen verschiedenen Projekten trafen wir immer wieder auf Personen, die mich auf authentische Art und Weise überzeugten, dass kirchliche

Entwicklungszusammenarbeit sinnvoll und richtig ist. Es waren sowohl die Projektpartner vor Ort als auch Menschen, für die als „eigentliche Zielgruppe“ die Projekte gemacht werden, die mich davon überzeugten. Ein Imker in einem der ländlichen Projekte im Bistum Sapa drückte es so aus: “Ohne die Kirche würden wir nicht nach Menschen riechen“.



Ich fragte mich unwillkürlich: „Was hat die Kirche getan, damit sich dieser Imker auf dem Land wieder als Mensch fühlt?“ De facto hat sie in der Diözese Sapa in zahlreichen ländlichen Projekten durch Fachleute mit landwirtschaftlicher Expertise dazu beigetragen, Böden effizienter zu bewirtschaften oder in dem konkreten Fall dem Imker geholfen, seinen Honig besser zu vermarkten und ein Gewerbe aufzubauen, sie hat insgesamt durch Programme und Kampagnen zur besseren Infrastruktur in der ländlichen Region beigetragen. Aber wer ist „die Kirche“? Wer ist die Kirche für diesen Mann, der dank der Unterstützung für sich und seine Familie und mittlerweile auch einige Angestellte, ein kleines Unternehmen aufbauen konnte, das Imkereibedarf herstellt und somit würdig auf dem Land leben kann? Bei den vorangehenden Projektbesuchen im Bistum Sapa, in einer Behinderteneinrichtung, einer Käserei und bei einem Winzer hatten wir erfahren, dass der 2016 plötzlich verstorbene Bischof, Lucjan Avgustini, ein offenbar sehr begeisterter und von allen Menschen geschätzter und verehrter Mensch war. Auf ihn bezog sich auch der Imker, als er davon sprach, dass sie ohne die Kirche nicht nach Menschen riechen würden. Da wurde mir klar, dass es „die Kirche“ nur in Form von konkreten menschlichen Begegnungen gibt und dass es der zutiefst menschliche Blick dieses Bischofs für die Menschen seiner Diözese gewesen sein muss, der sich dann in der Folge in all die anderen wichtigen Maßnahmen auswirkte, die der Bischof gemeinsam mit engagierten Menschen aus seiner Diözese und mit Hilfe von Renovabis eingeleitet hat.

Dieser menschliche Blick, diese Begegnung macht den Unterschied. Es waren neben Bischöfen und Ordensschwestern aber auch Laiinnen und Laien in den Projekten, an denen ich diesen menschlichen Blick wahrgenommen habe. Ein Blick, der sich des Wertes und der Würde jedes einzelnen Menschen

bewusst ist, egal ob arm oder behindert, ob Moslem oder Christ. Dieser Blick und eine solche echte menschliche Begegnung lässt uns Menschen wieder nach Menschen riechen und beschreibt zugleich die göttliche Methode: denn Gott hat uns nicht ein Programm, eine politische Kampagne oder ein Experten-Team geschickt, sondern seinen Sohn - einen Menschen für uns Menschen.

Die Erfahrung auf dieser Reise mit Renovabis hat mir also erneut den Wert kirchlicher Entwicklungszusammenarbeit erschlossen: Neben professioneller Unterstützung geht es dabei immer auch um diesen menschlichen Blick, der an konkrete Menschen gebunden ist und sich von diesen ausbreitet. Ich bin überzeugt, dass dieser gegenseitige Blick auch die Basis einer echten partnerschaftlichen Zusammenarbeit auf Augenhöhe ist, die dann auch die ganz großen und komplexen Fragen in Angriff nehmen kann.

Isabel Otterbach, FB Globales Lernen und Entwicklung

(Fotos: Dagmar Kusche)